

Jörg
Steiner
Ein Messer
für den
ehrlichen
Finder

Roman

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 583

Mit lapidaren Sätzen zeichnet Steiner den Weg des José Claude Ledermann – genannt Schose –, »der während des Krieges in der Schweiz aufwächst und früh den Ausweg aus den häuslichen Verhältnissen sucht; früh wird der teils aggressive, teils verschlossene Junge selbständig, er möchte Radfahrer werden, aber ein Unfall macht die Hoffnungen zunichte, und aus dem Krankenhaus entlassen, muß er erleben, daß ein Schulkamerad, ein Streber und Schoßkind von Lehrer und Erwachsenen, sein Rad verkauft hat.

Schoso sticht ihn mit dem Taschenmesser nieder und muß für Jahre in die Erziehungsanstalt. Der Krieg geht zu Ende, die Soldaten, die die Schweizer Grenze bewachten, kommen nach Hause, der Junge wird entlassen und findet auf einem Frachtkahn Arbeit. In Bern sucht er endlich Fuß zu fassen; ungewiß bleibt, ob und wie es ihm gelingt. – Es ist ein erstaunlich gutes Buch. Erstaunlich ebenso in seiner Sachlichkeit wie in der sprachlichen und kompositorischen Ökonomie.«

(Peter O. Chotjewitz)

»Nichts Geringeres als Kongruenz von Stil und Stoff ist zu loben.«
Hans Daiber, Frankfurter Allgemeine Zeitung

Jörg Steiner
Ein Messer für den
ehrlichen Finder

Roman

Suhrkamp

2. Auflage 2016

Erste Auflage 1980

suhrkamp taschenbuch 583

© 1971 by Hermann Luchterhand Verlag GmbH,
Neuwied und Berlin. Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
des Luchterhand Verlags, Neuwied und Berlin
Erstausgabe 1966 im Walter-Verlag,
Olten und Freiburg

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: LibroSatz, Kriftel

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-37083-4

Hier sind die Gärten. Es sind die Gärten des Jahres 1943 in der Schweiz. Noch blüht der Phlox, Rosen blühen, Asters und Dahlien. Die Blumen blühen am Rand der Rabatten, in denen Zwiebeln, Lauch, Kohl, Bohnen, Rüben wachsen. Im August hat es zu lange geregnet. Das Land ist grün und fruchtbar. Die Kartoffeln sind reif. Man pflückt Brombeeren.

Schose ist sechzehn Jahre alt. Auf dem Taufschein heißt er José Claude Ledermann. Sein schlechtes Schulzeugnis wurde im Vertiko hinter Glas aufgestellt, ohne Unterschrift.

Die Turnschuhe, die er sich wünscht, hat er nicht erhalten. Ein Halbbrenner ist gekauft worden, Cycles Wolf. Er hat kleine Räder; Gummi ist rar. Er hat vier Gänge und einen Gepäckträger.

Es ist September, die Anbauschlacht des Jahres 1943 ist vorüber. Schose hat fünfundzwanzig Kilogramm Bohnen geerntet. Nicht nur deswegen bekommt er sein Rad; er fährt mit den andern Jungen um die Wette, Piste Drei – Seerundfahrt beispielsweise. Der heiße Juli hat den Asphalt aufgeweicht, im August sind die Straßen geplatzt. In den Fugen wächst jetzt Gras.

Die Jungen machen auf Kerrs Rad Gleichgewichtsübungen. Kerr hält sich eine Minute, dann kippt er. Kerr hat ein Vorkriegsrad mit breiten Reifen. Wenn das Rad umfällt, kommt der nächste an die Reihe. Es ist schwierig, im Stillstand das Gleichgewicht zu halten. Manchmal versuchen sie es mit einem Trick. Es sind immer die gleichen Spiele. Die Marktgasse eignet sich als Spielplatz genauso gut wie die Kanalasse. Überall sind kleine Kinder dabei mit ihren viel zu lauten Stimmen. Die größeren Kinder und die jungen Leute bilden Gruppen. Wenn sie abends noch draußen sind, spielen sie Schuh-ab oder Fußball. Die älteren haben ihren Gesprächsstoff: die Schule. Ihre Lehrer sind oft im Militärdienst. Manchmal kommen sie für einen Monat zurück, aber eines Tages sind

sie wieder weg. Der blonde Albion, Onkel Sam, die gelbe Gefahr: die Lehrer reden mit ihren Schülern vom Krieg.

Der blonde Albion, dem Teufel vom Karren gefallen, sagt der Deutschlehrer. Es ist höchste Zeit, daß ihr die deutsche Grammatik lernt, Kerls, Futter fürs Gehirn.

Schose ist ein schlechter Schüler, aber ein guter Aufsatzschreiber. Er verwendet in seinen Aufsätzen hin und wieder die Wörter: Kraft, Mut, Wahrheit, das Echte, der Feigling. Der Deutschlehrer gibt ihm gute Zensuren für Inhalt und Stil; immer wird seine Schrift beanstandet. Das ist die schlechteste Schrift, die ich in den zweiundvierzig Jahren meiner Lehrtätigkeit gesehen habe, steht unter einem Aufsatz. Die Unterschrift der Mutter muß bis morgen nachmittag beigebracht werden.

Wie oft ist Schose von zu Hause weggelaufen? Vor allem der eine Fluchtversuch hat ihn bekannt gemacht: ein Lastwagenführer, den er unterwegs kennengelernt hat, wenn er nicht doch ein Kunde des Salons ist, hat ihn verraten. Ausgeliefert, sagt Schose, in Genf die Polizei verständigt.

Man hat ihn auf der Straße ausgelacht. Man hat sich gefragt: wo steckt Schose wieder?

Vielleicht ist er im Keller? Dolores weiß Bescheid. Im Keller riecht es nach Eingemachtem, nach Apfel und nach Mazout, den Geruch hat er gern.

Der kommt immer zurück, sagt auch Dolly. Allons, die Gäste rufen. Wir haben keine Zeit zu verlieren.

Die Mädchen schminken sich vor dem Spiegel. Sie machen sich ihre Frisuren zurecht. Es ist bald Feierabend. Im Keller hat Schose sein Leihrad aufbewahrt. Er legt die Kette in Petroleum. Er schraubt die Räder ab und reinigt die Felgen. Am Rahmen hat der Rost die Farbe angefressen. Chrom wird mit Sigolin-Grünbrand auf Hochglanz poliert.

Die Nachbarn behaupten, Schose sei grausam. Sie beobachten ihn während der warmen Maiabende. Sie kommen spät heim, mit vollen Körben; ein Aufruf hat das Pflücken von Lindenblüten in den öffentlichen Alleen erlaubt.

Er fährt mit dem Rad durch die Straßen; in der linken Hand

hält er den Tennisschläger. Die Käfer bleiben stecken, er klaubt sie nach jeder Runde aus dem Netz. Er ist unersättlich. Am andern Morgen picken die Spatzen im Rinnstein an den Käfern.

Mit dem Jungen ist nichts los, sagen die Nachbarn. Das ist die Pubertät. Er müßte strenger gehalten werden, mehr arbeiten. Und dann, mit einer solchen Mutter, aus diesen Verhältnissen! Nicht einmal Pfadfinder ist er.

Sie verwenden ihre Lindenblüten-Körbe frühmorgens zum Käferfang. Die Käfer werden aus den Bäumen geschüttelt, bevor die Sonne aufgeht; die Stadt bezahlt vierzig Rappen pro Kilo. Auf allen Plätzen stehen die Kessel mit kochendem Wasser. Die Bürgergemeinde liefert Holz. Jedes Kind kann mitmachen, Holz schleppen, Wasser bringen, Käfer einfangen; sie sind am frühen Morgen wehrlos, kennen die Droh- und Schreckstellung gewisser Raupen nicht, haben keine Schutzfarben, bäumen sich nicht auf, ducken sich nicht; man hat viel mit den Käfern zu tun; die Arbeit lohnt sich.

Schose verschläft die Jagdzeit.

Am Morgen schläft er am besten; abends hat er Mühe, einzuschlafen. Das Haus hält ihn wach. Er hört die Schritte der Männer und das Lachen der Mädchen.

Schose kennt die Namen der erfolgreichen Rennfahrer. Er hat sich ihre Bilder verschafft, Fotografien aus Illustrierten. Meist sind sie in ihrem Trikot abgebildet, mit dem Rad zur Seite, in Turnschuhen. Der Fotograf hat sie gebeten, die Mütze abzunehmen; die Sonne scheint, die Mütze wirft einen Schatten ins Gesicht. Schose hat die Bilder über seinem Bett aufgehängt, vier schwarzweiße, zwei farbige Bilder; Anquetil ist noch nicht dabei, Anquetils Lächeln fehlt noch. Auf Schoses Bildern gibt es kein Lächeln. Die Fahrer blicken ernst auf den schlafenden Jungen.

Nach den Ferien hat Schose ein Amateurrennen nach Grenchen gewonnen. Eine Dame der Firma Wander küßt ihn auf den Mund. Er bedankt sich bei ihr; er bestätigt vor einem Mikrofon, daß Ovomaltine als Kraftnahrung einzigartig ist.

Das Beste, sagt er. Ovomaltine ist das Beste. Die junge Dame lächelt und entfernt sich rasch, niemand weiß, wohin; er will lieber nicht danach fragen. Er bleibt vor Cycle Wolfs Wagen stehen und kühlt sich das Gesicht. Am nächsten Tag ist sein Bild in der Zeitung.

Haben Sie gesehen, Madame, sagt Dolores, unser Schose? Madame schaut sich das Bild an, während das Mädchen ihre Beine massiert.

Er muß bald anfangen, sich zu rasieren. Schau bloß, der Flaum in seinem Gesicht.

Das ist Schmutz. Die Jungen werden bei den Rennen immer schmutzig. Es ist eine große Anstrengung. Ihr Sohn ist ein Sportsmann. Er lebt gesund. Wären nur alle so. Unsere Kunden, wissen Sie.

Madame hat nach dem Tuch gegriffen.

Sie beobachtet im Vertiko das Schiff in der Flasche, den Neapolitaner mit seiner Mandoline und die kleinen Vögel, die zu einem gelben Fleck verschwimmen, wenn man versucht, sie genau ins Auge zu fassen.

Vorsicht, meine Brille, sagt sie zu dem Mädchen. Sie liegt hinter dir auf dem Stuhl; unterm Schwamm liegt sie. Die Gläser sind teuer, und überhaupt, sie kommen aus Deutschland. Woher soll ich mir neue Gläser beschaffen, wenn du mir die Brille zerbrichst, jetzt, mit dieser Grenzsperr.

Alle sagen: wie vorsichtig Dolores geworden ist! Sie läßt nichts fallen, sie zerbricht nichts, sie hat zarte Hände, und doch ist sie eine ausgezeichnete Masseuse.

Madame hat ihre Brille auch noch im September. Schose bringt das schlechteste Zeugnis seiner Schulzeit nach Hause; es wird hinter Glas ausgestellt, zwischen dem Schiff in der Flasche und dem Neapolitaner. Er hat das Leihrad zurückgegeben; man sieht ihn mit einem neuen Halbrenner, Cycle Wolf, auf der Straße. Er fährt mit den Jungen seiner Klasse. Manchmal kommt Wolf herüber, als Starter. Wolf hat Madame den Halbrenner mit fünfzehn Prozent Rabatt verkauft.

Zwar wünscht sich der Junge Turnschuhe, sagt sie zu ihm,

aber er hat ein schlechtes Zeugnis, ich werde ihm keine Turnschuhe kaufen.

Wolf kann sich ihrer Meinung nicht anschließen. Wenn er Rennen fahren will, muß er Turnschuhe haben. Sie sind billig, jedenfalls billiger als die Nagelschuhe der Schnellläufer oder die Zapfenschuhe der Fußballer.

Schose hat auch andere Wünsche; er kauft sich einen Vierkantschlüssel. Die Räder des Halbbrenners sind nicht mit Flügelmuttern befestigt. Im Keller legt er die Kette in eine Blechwanne mit Rohöl. Er versucht, einen größeren Gang einzubauen. Der Versuch mißlingt.

Wo steckt der Junge nun wieder? fragt Madame, wenn sie sich zu Tisch setzt.

Wo wird er stecken, sagt Dolly; im Keller wohl; er mag den Kellergeruch.

Madame sagt: Unser Keller ist sauber. In unserem Keller riecht es nach nichts.

Er behauptet, es riecht nach Apfel, nach Öl, nach Eingemachtem, nach Faulem, nach geplätteter Wäsche.

Der mit seiner Nase, sagt Madame.

Die Mädchen kichern.

Nach dem Essen kleben sie Marken ein, Lebensmittelmarken, Rabattmarken. Schose hat vor einer Woche zwei Rabattmarkenhefte gestohlen.

Wenn Madame nichts merkt, sagt Dolores, mir solls recht sein. Hast du jetzt wenigstens deine Turnschuhe?

Klar, daß die Mädchen nichts von der Schule halten. Was kann man auf einer Schule lernen, denken sie. Der Sport ist noch das beste daran. Der Sport und die langen Ferien. Ein sechzehn Jahre alter Mann sollte sich Arbeit suchen. Er könnte Geld verdienen. Er hätte das nicht nötig gehabt, mit den Rabattmarken! Schose ist ein hübscher Junge; für diesmal ist der Diebstahl entschuldigt. Aber wie soll das weitergehen? Immer öfter muß man ihn in Schutz nehmen. Schüler seiner Klasse arbeiten als Packer im elterlichen Betrieb, auf umliegenden Bauernhöfen, in einer der Uhrenfabriken, beim Hochbauamt.

Schose lächelt.

Kommt mir nicht damit! Habt ihr eine Ahnung! Er knöpft sein Hemd auf. Die Mädchen staunen. Außerdem bin ich ein Rekordmann, sagt Schose.

Er geht mit Wolf jeden Abend zum Training. Manchmal kommt noch einer mit, ein Mann in Wolfs Alter.

Was mit dem wohl los ist? fragt Madame. Woher kommt er? Was treibt er?

Er heißt Reubell. Dolly weiß es von einem Kunden. Er hat keinen Schweizerpaß, deshalb ist er dienstfrei; ein Ausländer.

Aber auch Wolf ist nicht aufgeboten worden. Weshalb? Man weiß es nicht. In dieser Zeit ist alles unklar.

Wolf hat ein schwaches Herz, sagt Dolores. Früher oder später leiden alle Sportler unter Herzklappenfehlern. Die Untersuchungskommission nimmt keine Leute mit Herzfehlern an. Wolf hat es erklärt; es hat etwas mit der Militärversicherung zu tun; ich habe vergessen, was er sagte.

Du mit deinem Sportlertick; Dolores ist eifersüchtig.

Madame auf dem Ledertisch wird unruhig. Sie hebt den Wattebausch vom linken Auge. Sie will nicht, daß sich die Mädchen streiten.

Dolores sagt: Sie fahren jeden Abend zum Training, alle drei. Reubell hat ein schwarzes Militärrad. Manchmal nimmt Wolf einen Ersatzreifen mit.

Wozu einen Ersatzreifen?

Wenn wir Naturstraßen haben, sagt Schose, am Bözingenberg beispielsweise. Der Berg ist nichts für die Dicken. Sie haben keinen Atem. Sie führen in den ersten Runden, das ist wahr. Sie lassen sich durch den Applaus anspornen. Dann wird die Straße schmal, am Waldrand sind dann keine Zuschauer mehr; es ist lustig, sich an einen Dicken zu hängen.

Die Mädchen brechen in Lachen aus. Wollten sie nicht eben wissen, wozu der Ersatzreifen gut sei? Sie lachen sich tot über die Dicken. Haben sie vielleicht schlechte Erfahrungen mit ihnen gemacht? Schose möchte sie gern danach fragen; er lacht nicht. Er arbeitet am Berg. Wolf ist mit seinen Fortschritten zufrieden.

Im September fängt es an zu regnen; es ist kühl geworden; nachts hat es Nebel. Der Blätterfall am Berg beginnt im Oktober. Die Verhältnisse sind schwieriger geworden, sagt Reubell. Wir müssen uns nach den Verhältnissen richten.

Wolf ist nicht seiner Meinung. Verhältnisse, dummes Zeug! Du bist kein Rennfahrer. Du hast es nicht im Blut. Du spielst bloß.

Reubell läßt sich nicht einschüchtern. Ich sehe eben mehr als ihr beide. Ich berechne die Chancen. Wir könnten das Tal-fahrt-Training fallenlassen. Hübsch hintereinander zu Tal fahren, was meint ihr? Wolf und Schose sehen es nicht so. Die Talfahrtzeit wird gestoppt; die Zeiten werden in ein schwarzes Wachstuchheft eingetragen. Jeden Sonntag stellt Wolf mit Tintenstift auf einer neuen Seite die Kolonne auf.

Reubell redet noch immer von Gefahr.

Mach mir den Jungen nicht kopfscheu, sagt Wolf.

Schoso hat einen Traum. Er träumt von Schlachthöfen, von einem Haus aus Backsteinen mit einem Dach, aus dem viele Kamine ragen.

Dolores ist eine Traumdeuterin.

Jeder Mensch träumt, sagt Dolores. Das muß man sehr ernst nehmen! Du hast träumerische Augen, sagt sie. Es gibt Leute, die Tag und Nacht träumen. Sie sind eigentlich nie richtig wach.

Da kommt Wolf. Er trägt einen blauen Pullover und zu weite Hosen; sie sind mit Klammern zusammengehalten. Wenn Wolf erscheint, wird Dolores unsicher.

Guten Abend, Herr Wolf.

Guten Abend, Dolores.

Dann also, ich habe zu tun. Was wird Madame sagen! Ich habe vergessen, das Kabinett herzurichten.

Auf der Straße rufen die Mütter nach ihren Kindern. Die Kinder hocken in den Oleanderbüschen an der Markt-gasse.

Meine Mutter ruft mich viermal, sagt ein Junge. Wenn ich dann nicht komme, gibt es kein Abendbrot.

Meine ruft zehnmal, sagt ein Mädchen, und zu essen bekomme ich auch nachher noch.

Wo sich die Kinder wieder herumtreiben, sagen die Mütter. Man müßte sie besser beaufsichtigen. Man hat zu viel Arbeit. Die Männer sind im Militärdienst; man muß alles allein machen. Gott sei Dank gibt es keinen Verkehr. Die Straßen sind sicherer als vor dem Krieg. Bis der Krieg vorbei ist, sind die Kinder groß genug, um auf sich selbst aufzupassen.

Guten Abend, Herr Wolf.

Guten Abend.

Reubell wartet am Zentralplatz. Er sieht Wolf schon von weitem. Wolf hat das Blei mitgebracht. Er zieht die flachgewalzte Rolle aus der Hosentasche; sie wiegt ein Kilogramm. Sie wird unterm Sattel festgebunden. Reubell schüttelt den Kopf: ihr seid verrückt, drei Gewichte für den Jungen.

Wolf hat vergessen, den Bindfaden mitzubringen.

Bastschnur gibt es genug, sie ist stark genug für Tomaten und Rosen.

Draht wäre besser, sagt Reubell. Er hat eine Drahtrolle im Werkzeugkasten. Draht ist besser als der beste Bindfaden. Er will morgen welchen mitbringen, Stahldraht. Wolf hat nichts dagegen. Er kann einen Tag warten; es ist Oktober, die Wetterprognose sagt für Dienstag und Mittwoch schönes Wetter voraus, Flugwetter; Europa 1 warnt die Bewohner im Raum Mitteldeutschland; das Wetter wird sich halten, Bisenlage. Wolf hat von einem jungen Sprinter gelesen, Zeitfahrer, Strecke B in acht Minuten fünfunddreißig Sekunden je Runde.

Man hat oft von der einen Kurve gehört; die Leute reden viel. Die wirklichen Entscheidungen trifft die Stoppuhr; das Geschwätz zuvor und danach gehört nicht dazu.

Die Sportler selbst sind schlimmer als ihre Anhänger, sagt Reubell immer.

Wolf hat die Stoppuhr mitgebracht. Er legt sie neben das Wachstuchheft, er lehnt sich an sein Rad, er wartet in der untersten Kurve vor Neuenstadt. Der Sekundenzeiger zuckt übers Zifferblatt. Wie groß eine Sekunde ist. Die Uhr tickt zu laut. Die teuren Uhren ticken leise; man hört sie kaum; man muß sie ans Ohr halten, wenn man sie hören will.

Reubell wartet auf halber Höhe am Berg. Er hat keine Uhr mitgenommen.

Wozu eine Uhr? Ich habe euch gewarnt. Ihr hört nicht auf meine Ratschläge.

Reubell ist zu vorsichtig. Er rechnet dauernd mit einem Unglück. Hat er sich beklagt? Ist er unzufrieden? Er darf mitfahren. Wolf läßt ihn dabei sein. Schose hat nichts dagegen einzuwenden.

Reubell sieht die Spuren des Rades, da, wo sie vom Weg abkommen, sogar jetzt, in der Dämmerung. Er entdeckt die abgeschürfte, weiße Stelle an der freistehenden Kiefer weit unten am Hang; er findet das Rad im Unterholz, wo der Laubwald dicht steht, mitten in den jungen Stämmchen des aufgeforsteten Versuchsfeldes; hier ist es schon Nacht. Er findet Schose vierundzwanzig Schritte waldabwärts.

Reubell hält sich gut; er macht niemandem einen Vorwurf; er handelt mit Umsicht.

Jeder hat die Anleitungen gelesen, aber wer von uns erinnert sich daran, wenn es gilt: Kopf zur Seite, Achtung, Erstickungsgefahr, Knöpfe öffnen, Vorsicht, Rückenverletzungen, wenn nötig künstlich beatmen, stark blutende Wunden abbinden, immer herzwärts, Zeit der Abbindung auf Begleitzettel notieren.

Reubell ist ein wirklicher Samariter; er wäre gerne Arzt geworden, Arzt, Förster, Künstler, Rennfahrer; Reubell ist ein Mensch mit Phantasie, ein empfindsamer Mensch, einer, der in jeder Krise vernünftig handelt.

Zusammen mit Wolf bringt er Schose im Zug nach Hause. Der Zug kommt aus Genf; er hat einen Wagen erster Klasse. Die meisten Reisenden sind in Lausanne oder in Auvernier ausgestiegen; ein oder zwei Fenster werden geöffnet, man sieht ein paar Gesichter.

Vorhänge zu! rufen die Schaffner. Verdunkelung! Wir fahren gleich weiter!

Der Bahnhofsvorstand verabschiedet sich. Er hat telefonisch um einen Halt in Neuenstadt gebeten. Der Zugführer winkt mit einem Tuch in die Richtung des Bahnhofs. Es ist zehn Uhr.

Der Junge hat Glück gehabt; eine Hirnerschütterung, sagt der Neuenstädter Arzt; Beinbruch, Waden- und Schienbein des linken Beines; Quetschwunden am Körper; ein Riß an der Stirn.

Wolf studiert die Kolonnen in seinem Wachstuchheft. Er hat die Beine ausgestreckt. Er schwitzt.

Ich werde das Rad in Ordnung bringen. Das Rad muß in Ordnung sein. Ich werde einen größeren Gang einbauen; den hat sich Schose schon lange gewünscht. Im ungeheizten Abteil beginnt Wolf laut zu reden.

Der Bruch, das ist rasch ausgeheilt. Daran liegt es nicht. Noch vor Weihnachten kann der Junge wieder im Sattel sitzen. Er ist begabt. Er hat das Zeug zu einem guten Rennfahrer; Tour de Suisse, Giro d'Italia, das Zeitfahren von Lugano, das Omnium im Hallenstadion. Ich habe mir immer einen begabten Schüler gewünscht. Jetzt der Unfall, noch bevor wir überhaupt angefangen haben; nach einem Unfall sind sie anders.

Reubell blättert in der Revue des Verkehrsvereins. Sie hängt in jedem Wagen der SBB. Er schaut die Bilder an; er liest den Kommentar in den vier Landessprachen. Ein kleiner Pfeil ohne Schaft zeigt das zugehörige Bild, oben, links, links unten.

Er ist schon lange nicht mehr in einem Zug gefahren. Er ist müde. Er müßte den Jungen besser zudecken. Vielleicht friert er? Man muß an die Schockwirkung denken.

Schose liegt den beiden Männern gegenüber auf der gepolsterten Bank; er ist noch nicht erwacht. Im Gepäcknetz über seinem Gesicht pendelt die Verordnung des Kriegswirtschaftsamtes. Reubell versucht sie zu lesen.

Seine Augen sind schlechter geworden. Er müßte vielleicht doch eine Brille tragen. Ältere Leute sollen weitsichtig sein, sagt man; er ist kurzsichtig. Das Fettgedruckte kann er zur Not entziffern: Vorräte, Fliegeralarm, Reden schadet der Heimat.

Ein Reisender hat die drei letzten Buchstaben mit seinem Taschenmesser ausgekratzt.

Wolf öffnet das Fenster. Der See schiebt sich an die Straße;

der Zug legt sich in die Kurve vor der Bahnhofeinfahrt. Ein schwaches, bläuliches Licht liegt über der Stadt. Das Glasdach der Bahnhofhalle hat eine Blende.

Die Samaritergruppe hat Vorbereitungen getroffen. In Uniformen stehen FHD-Mädchen herum. Sie haben eine Bahre mitgebracht und zwei Armee-Woldecken aus Kamelhaar, mit dem roten Kreuz darauf. Schose wird ausgestreckt, zugedeckt und festgebunden. Wolf kümmert sich um die Rennräder im Postwagen.

Was ist los? sagen die Reisenden.

Eine kleine Aufregung, ein Unfall, nichts von Bedeutung. Schon auf dem Bahnhofplatz ist alles vorbei. Die Straßen sind leer unter dem blauen Licht der Laternen; und hier sind die Gärten. Es sind die Gärten des Jahres 1943; der Phlox blüht nicht mehr, die Rosen blühen noch. Die Gärten an der Markt-gasse: hat es da je Gärten gegeben? Es ist erlaubt zu fragen; man möchte die Wahrheit wissen. Man weiß es nicht besser. Wenn man die Wahrheit erfahren will, fragt man. Wer sich Gärten vorstellt, redet von Gärten. Wer die aufgerissene Asphaltdecke in Erinnerung behält, sagt: in den Fugen wächst Gras. Wenn es nicht Asphalt war, was ist es denn gewesen? Nun, Pflastersteine könnten es gewesen sein.

Asphalt und Pflastersteine, Asphalt, Pflaster und Hecken. Die Gärten des Jahres 1943 sind jetzt Novembergärten. Weit-sichtig planende Hausbesitzer haben winterharte Sträucher gepflanzt: Thuja, Buchs, Eibenhecken. Wer hat im Quartier schon Meisen gesehen? Ja, Spatzen, Tauben, Amseln; und jetzt auch Möwen.

Es wird ein strenger Winter werden, sagen die Leute. Die Möwen sind früh gekommen dies Jahr. Die Schwalben sind im Oktober weggezogen; da waren die Möwen schon da. Im Hafen, auf den Leuchttürmen, an den Molen. Der Nebel ist zu früh gekommen.

Schoses Kameraden erkundigen sich nach der Gesundheit des Verletzten. Sie versuchen, Dolores oder Dolly unter der Tür anzutreffen. Sie verstecken sich in der Nähe des Hauses in einem

seit Jahren halbverfallenen Bau. Wenn sie eines der Mädchen sehen, gehen sie über die Straße. Sie überholen es sogar, schlendern weiter und schauen sich um, bei Gelegenheit.

Ach, guten Tag, das ist ja Fräulein Dolores.

Guten Tag, Herr Kerr. Wie es regnet! Haben Sie keinen Schirm mitgenommen? Nicht einmal einen Mantel tragen Sie.

Es wird wieder aufhören, hoffe ich.

Das glaube ich nicht. Im Radio sprechen sie von einer Kälte-
welle; es soll Schnee geben, bis tausend Meter. Aber ich lang-
weile Sie, Herr Kerr, Sie haben zu tun, ich muß gehen, auf
Wiedersehn.

Auf Wiedersehn, Fräulein Dolores. Sagen Sie Schose einen
Gruß.

Ich werds ausrichten, danke.

Nicht einmal den Hund hat sie mitgenommen, sagt Kerr zu
seinen Kameraden. Die verdammte Bulldogge müßte ja
manchmal an einem Baum stehenbleiben.

Dolores redet gerne vom Wetter. In ihrem Dorf reden alle
Leute vom Wetter, wenn sie sich auf der Straße begegnen.

Der See, Herr Kerr, im Sommer ist er ja herrlich; aber im
Winter bringt er Nebel. Dagegen kann man nichts machen.
Manche Leute mögen den Nebel. Die Engländerinnen bekom-
men davon einen schönen Teint.

Kerr ahmt Dolores Stimme nach. Die Jungen lachen.

Sie haben sich im Kino an der Marktgasse ihren Beobach-
tungsposten eingerichtet, auf der Höhe von Schoses Zimmer.
Das Opernglas zeigt Schatten hinter dem Vorhang.

Der Arzt kommt zweimal in der Woche. Er fährt einen Ci-
troen elf mit Holzkohlenvergaser. Er hat Militärkontrollschil-
der. Der Arzt ist in Uniform. Er fährt in die Marktgasse,
wendet den Wagen, parkt ihn am linken Straßenrand, steigt
aus, greift nach seiner Tasche, drückt sorgfältig die Tür ins
Schloß, richtet sich auf und blickt auf die Uhr. Es ist halb fünf.
Er schiebt den Perlenvorhang zur Seite und öffnet die Tür; er
betritt das Haus durch den Eingang zum Salon. Auf der
Treppe steht Madame.

Oh, Doktor, ich kann Ihnen heute nicht die Hand geben.

Sie hat in Paris Konversation gelernt. Sie zeigt ihre Hand, eine kleine fette Hand, die mit Lippenstift beschmiert ist.

Unsere Kundinnen, Doktor, Sie wissen, wie die Frauen sind. Die Farbe eines Lippenstiftes läßt sich nur auf der menschlichen Haut zeigen. Ich stelle zur Verfügung, was ich habe: meine Hände.

Der Doktor scheint von der Affäre wegen ihres Salons gehört zu haben. Er kümmert sich nicht um Gerüchte.

Nun, wie steht es, Madame?

Es geht ihm besser. Sie haben vollkommen recht gehabt, das Fieber ist gesunken.

Hat er schon etwas Appetit?

Dolores! ruft Madame. Er hat Kompott gegessen und Tee getrunken. Er hat sogar Zwieback verlangt. Übermorgen ist sein Geburtstag. An einem Dreizehnten, an einem Freitag, Doktor.

Dolores lächelt. Sie haben mich gerufen, Madame?

Tragen Sie dem Doktor die Tasche.

Der Doktor wehrt sich. Er will die Tasche nicht aus der Hand geben. Vorsichtig betritt er die Treppe.

Nach Ihnen, Madame.

Dolores, geh dem Doktor voran. Setz den Tee auf.

Sie nehmen doch nachher den Tee mit uns, Doktor? Ich dulde nicht, daß Sie heute wieder ablehnen. Wir sind Ihnen alle zu Dank verpflichtet; lassen Sie uns etwas für Sie tun.

Um sieben steht der Wagen noch immer da. Die Scheiben sind beschlagen. Mit dem Finger läßt sich auf den Kotflügel schreiben: Pfui, Schwein.

Der Doktor sagt, der Junge werde nicht gut gepflegt. Er veranlaßt nach dem vierten Besuch, daß eine Pflegerin, eine Witwe, eine ältere Frau mit Krankenschwesterdiplom, eingestellt wird. Er glaubt nicht, daß Senfwickel das Richtige sind. Er hält Wechselbäder im Augenblick für verfrüht. Er möchte, daß Schoses Kameraden am Geburtstag zu Besuch kommen. Die Mädchen werden eine Möglichkeit finden, sie heraufzubit-

ten. Er wird seinen Wagen nicht mehr in der Marktgasse parken. Die Kanalgasse ist, auch während der Verdunkelungszeit, besser beleuchtet. Ihre Asphaltdecke ist nicht beschädigt.

Die Kanalgasse ist kein Hinterhausgang wie die Marktgasse. Madame führt im Vorderhaus an der Kanalgasse einen gut besuchten Friseursalon für Damen; Massage und Körperpflege inbegriffen. Über das Hinterhaus wird viel geflüstert.

Dolores hat zu Schoses Geburtstagsfest eine Torte gebacken. Madame wundert sich, daß Dolores backen kann; auch Dolly ist erstaunt. Wo sie das wohl gelernt hat? Vielleicht zu Hause? Woher kommt Dolores?

Am Wegrand gefunden worden. Von der Mutter verstoßen. An einem heißen Sommertag in einem Apfelbaum aufgegangen. Dolores lacht nur. Sie hat einen Kuchen gebacken. Was ist dabei? Butter, Zucker und Schokolade: sie kennt die Kriegsrezepte nicht. Sie hat den Kuchen groß genug gemacht für sechzehn Kerzen.

Erst gegen Abend erscheinen die Schulfreunde. Sie haben die Einladung rechtzeitig bekommen. Tillmann trägt seine Sonntagschase. Dewald hat sich gekämmt. Sie haben Geschenke mitgebracht, in Papier eingewickelt und verschnürt, als müßten sie die Pakete zur Post bringen. Kerr zieht sein Messer aus der Tasche; er ist Pfadfinder und seit Monaten in Uniform, selbst jetzt, im November.

Setzt euch doch, sagt Schose.

Er hat ein eigenes Zimmer. Die Schulfreunde sind verlegen. Wie geht es dir? Was machst du den ganzen Tag? Bist du immer allein hier drin? Und dein Bein? Was sagt Wolf?

Dewald faltet die Papiere. Auf der Bettdecke liegen die Geschenke; Schose freut sich am meisten über ein Schachlehrbuch.

Wie geht's in der Schule?

Sie haben Schwierigkeiten in der Schule.

Es ist nicht viel los. Es lohnt sich kaum, davon zu reden. Höchstens die Sache mit dem Singlelehrer und dem Rektor. Sie mögen ihren Singlelehrer nicht; sie haben schon alle den Stimm-

bruch. Der Singlehrer soll den Juden der Klasse, Aron Dewald, gehrfeigt haben. Dewald hat mit einem Zwanzig-Rappen-Stück Namen in die Aulabänke geschnitten; er hat Herzen und Buchstaben ins Holz geritzt. Der Singlehrer hat einen Verweis erhalten. Die Schweiz ist ein neutrales Land; man hat Rücksichten zu nehmen.

Der Lehrer sitzt im Glashaus, sagt der Rektor zu ihm. Sind nicht Körperstrafen durch Kommissionsbeschluß im März 1910 verboten worden?

Schose kann sich den Singlehrer vorstellen, wie er sich entschuldigt. Wenn er verlegen ist, fährt er sich durchs Haar. Er hat dichtes, graues Haar. Er ist einen Meter neunzig groß; ein großer Mann mit schweren Augenlidern. Er hat die Lehrstelle vor dem Krieg angenommen; von Zeit zu Zeit komponiert er ein Lied.

Die Klasse mag ihn nicht. Er ist anders als die andern Lehrer. Er schlenkert die Arme beim Gehen; er wackelt mit dem Kopf. Er ist kein Sportler.

Er hat sich in der Aula öffentlich zu seinem Fehler zu bekennen. Die Klasse ist vollzählig versammelt. Auch die Eltern sind da.

Der Singlehrer liest seine Entschuldigung von einem Blatt ab. Er spricht Hochdeutsch.

Lauter reden! ruft einer in der dritten Bank; noch lauter! Und jetzt?

Kerr sagt: Jetzt kommen wir gut mit ihm aus. Er liest uns alle Briefe vor, die unsere Eltern an ihn schreiben. Er erklärt uns die Briefe. Manche beschimpfen ihn. Viele beglückwünschen ihn zu seiner Tat. Manche haben keine Unterschrift und sind nur eine Zeile lang.

Das also ist die Schule; es lohnt sich nicht, davon zu reden. Es gibt wieder Zensurarbeiten, wie immer vor Weihnachten. Darf Schose Kerrs Hefte haben? Das läßt sich machen; Kerr will schon morgen vorbeikommen.

Auf dem Kuchen brennt nur noch eine Kerze, ein kleines rotes Stäbchen. Nach einer Weile neigt es sich über die Kandis-